

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1981)

Artikel: Altes "Bärger" Sprachgut
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Altes «Bärger» Sprachgut

In Gottfried Buchmüllers grosser Monographie «St. Beatenberg. Geschichte einer Berggemeinde» aus dem Jahre 1913 (Neuaufgabe 1980) liest man: «E Bärger: So nennen die benachbarten Talleute einen Bewohner von Beatenberg» (S. 459). Möglich, dass diese lustige Begriffskürzung heute nicht mehr gang und gäbe ist; indes mag sie hier nochmals aufleben – im Zusammenhang mit dem Versuch festzustellen, was von dem althergebrachten Wortvorrat, wie ihn der Pfarrer der weitläufigen Gemeinde Beatenberg um 1900 zu sammeln begann, heute noch lebt, und was, umgekehrt, seither den gewaltigen Veränderungen dieses Jahrhunderts – Veränderungen auf allen Lebensgebieten, auch der Sprache – zum Opfer gefallen ist. Doch vorerst

einige Vorbemerkungen.

1. Pfarrer G. Buchmüller beschränkt sich im Sprachkapitel seiner Heimatkunde auf den Beatenberger Wortschatz. Nur nebenbei kommt er auf die «weiche, oft nahezu singende Betonung» der oberländischen Dialekte zu sprechen; Beatenberg liege in dieser Hinsicht «auf der Sprachgrenze des Mittellandes und Oberlandes». Früher, vor der unaufhaltsamen «Modernisierung und Nivellierung» habe «das spezifisch Oberländische im Ton» freilich noch mehr durchgeklungen, und ein geübtes Ohr höre «den Unterschied gut heraus, der zwischen der Redeweise der älteren, bodenständigen Generation und jenem jungen Volke besteht, das aus der Fremde heimkehrt oder sich hier mit der Fremdenindustrie befasst».

Ich bleibe in der vorliegenden Untersuchung innerhalb der von Buchmüller gezogenen Grenzen. Wodurch die Oberländer Mundarten sich grundsätzlich vom mittelländischen «Bärndütsch» abheben und wie sie sich anderseits auch voneinander unterscheiden, mag der interessierte Leser im Sprachkapitel meines Buches «Volk und Dichtung des Berner Oberlandes» (1976) S. 42 bis 57 nachprüfen. Eine für unsere Zwecke besonders wichtige Stelle sei immerhin herausgegriffen: «Eine erste ohrenfällige Grenze trennt den östlichen vom (grössern) westlichen Teil des Oberlandes – auf einer Linie, die ungefähr von der Schilthornkette zum Faulhorn

und zur Mitte des Brienersees (...) verläuft. Im westlichen Oberland spricht man <schön (mit Schattierungen verschiedener Art, schöne zum Beispiel), töne, müed, tüür, Fүүr>; im Osten, also im Grindelwaldtal, in und um Brienz bis hinauf zur Grimsel, heisst es <scheen, teene (teenne) tyr, Fyr>. Ähnlich wie diese Entrundungsgrenze verläuft eine weitere Scheidelinie: Im Westen wird monophthongiert: zwüü, tüüf, är giit zum Buum; im Osten sind die alten Zwielaute erhalten geblieben: zwöi, töif, är geit (geid).» – Was bedeutet das für die Sprache Beatenbergs? Auf der Sonnenterrasse über dem obern Thunersee heisst es: es schöns Böömli, a iim Tag (an einem Tage), guumme (mittelbernisch goume, hüten, beobachten). Dass diese Monophthongierung gelegentlich überraschend weitgehen, ja als eine Art «Hyperdialektismus» übers Ziel hinausschiessen kann, sei am Beispiel des Begriffs *Chluuch* (Nr. 68 von Buchmüllers Wortliste) veranschaulicht.

«Ke Chluuch han i vernoo: kein Wort habe ich vernommen.» Das seltsame Wort Chluuch wird noch seltsamer im Licht seiner Laut- und Bedeutungsgeschichte: Abgeleitet vom mittelhochdeutschen «kranc», das schmal, gering, schlank, nichtig bedeutete, gehört es nicht nur zum heutigen Begriff krank, sondern auch zu Rank, (Strassen-)Biegung und damit zu sich krümmen, sich schlängeln und den mundartlichen Formen chräiche, chreiche, chreihe für: (einen Wagen) wenden. Aus chrank entwickelte sich die Nebenform «chrouch» – vor Reibelauten, zum Beispiel vor s, ch und sch, wird «an» mundartlich gern zu «au», man denke an Hans/Hausi, Housi; Wank/Wauch (ke Wauch tue); Trank/Trauch. Eine zweite lautliche Veränderung machte aus Chrouch «Chlouch» – Parallelvorgänge dazu sind etwa Kirche/Chilche, (lat.) prunum/Pflaume. Bei «Chluuch» nun stellen wir zusätzlich eine Anpassung an die örtliche Monophthongierung oder Einlautung fest – ein Beispiel von mundartlicher «Überlautung»! (Das Wort lebt übrigens, hier im Sinne von «Klang, Ton», auch im Oberhaslidesch: «I ha grad eis en Chloich dervon gherd», liest man im Wörterbuch von Otto Hopf.) Ein weiteres Beispiel von Hyperdialektismus liefert das schon erwähnte «Trank», das im Beatenbergerdeutsch über «Trauch» zu «Truuch» geworden ist. – Schon zu Buchmüllers Zeit müssen andererseits aber auch artfremde diphthongierte Wörter in die Mundart von Beatenberg eingedrungen sein (daher sein Hinweis auf die sprachliche Grenzzone). So heisst nach Buchmüller «ein winziges Stück Land» (oder die bescheidene Ernte darauf) «es Rööbli» (Nr. 280). Dazu bemerkt mein

Beatenberger Gewährsmann spontan: «es Rüübli». Und an einer andern Stelle korrigiert er den Begriff «Schleif» (guter Schlittweg): auf dem Beatenberg heisse es «Schliif».

2. Als Gewährsmann hat sich mir in freundlicher Weise Herr Emil Grossniklaus, «Bireflue», zur Verfügung gestellt. 1895 als das erste von zehn Kindern eines Briefträgers geboren, gehört er zu den ältesten Beatenbergern; er hat die Gemeinde in seinem langen Leben nie auf längere Zeit verlassen und ist als gewesenes Behördemitglied (u. a. Gemeindepräsident, Kirchgemeindepräsident) mit Land und Leuten bestens vertraut. Ich danke ihm herzlich für seine stete Bereitschaft, dem fremden «Frägli» Auskunft zu geben: nicht nur über rein Sprachliches, auch über Arbeitsverhältnisse und Gerätschaften aller Art, Lebensformen einst und jetzt und so weiter.

Trotz seiner Aufgeschlossenheit und seinen Kenntnissen kam es gelegentlich vor, dass mein Auskunftgeber bei der einen oder andern Wendung stutzte: Ja, wie spricht man dieses Wort aus? Was bedeutet es eigentlich? Braucht man es noch? Kein Wunder, der Sprachwandel ist eben stetsfort, wenn auch nur ganz leise und kaum bemerkbar, am Werk. Man hat diese Tatsache zur Kenntnis zu nehmen; es wäre zwecklos, darüber zu *jesene* (zu jammern, ständig «Jesus Jesus» zu rufen).

3. Schon Gottfried Buchmüller hat sich bemüht, vergleichende Blicke nach verwandten Sprachgebieten zu werfen; häufig erwähnt er Emanuel Friedli und dessen «Bärndütsch»-Bände, soweit sie damals schon zur Verfügung standen, selbstverständlich auch das «Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache» oder Idiotikon (Id.). Der Leser wird auch in meiner weiterführenden Arbeit Hinweise auf den Sprach- und Wortgebrauch in andern Teilen des Oberlandes finden. Für Grindelwald ziehe ich, ausser Friedlis «Bärndütsch», S. Brawands «Grindelwald-Dytsch» zu Rate (Schriften der Heimatvereinigung Grindelwald, Nr. 5), in Einzelfällen den mit seinem Tal eng verbundenen Volks- und Regierungsmann selbst. Weitere Vergleichsmöglichkeiten ergeben sich durch das Wörterbuch, das der Meiringer Pfarrer Otto Hopf von 1879 bis 1894 in sorgsamer Sammelarbeit zusammengestellt hat (Drucklegung 1969 durch den Gemeinnützigen Verein Meiringen).

Manchen interessanten Vergleich ermöglicht das Brienzer Schrifttum der letzten Jahre und Jahrzehnte: Albert Streich, Peter Wyss. – Mundartfreunde in Interlaken und Umgebung bearbeiten gegenwärtig ein Bödeli-Wörterbuch; es wird die bisherigen Bemühungen um die Mundarten des Oberlandes aufs schönste ergänzen.

4. Der Mann, der als Verfasser einer grossen örtlichen Heimatkunde seinen Namen mit goldenen Lettern in die oberländische Kulturgeschichte eingetragen hat, hätte längst ein kleines abgerundetes Lebensbild verdient. Hier müssen ein paar wenige Angaben genügen: Gottfried Buchmüller wurde 1871 geboren und wuchs an der Seite seines um ein Jahr jüngeren Bruders Hans auf (es handelt sich um den spätern Vorsteher des bürgerlichen Waisenhauses in Bern und den Verfasser einst vielbeachteter Erbauungsbücher für Jugendliche). Im Jahre 1899 – nicht 1886, wie im Historisch-biographischen Lexikon der Schweiz angegeben (Band II/391) – kam Buchmüller als Seelsorger nach St. Beatenberg (so hiess die Gemeinde offiziell bis 1902). Von Anfang an befasste sich der junge Pfarrer eifrig mit der Geschichte und den allgemeinen Lebensverhältnissen seiner Gemeinde; gleichzeitig war er bestrebt, durch Vortragsveranstaltungen auch bei seinen Kirchgenossen Interesse zu wecken für das Einst und Jetzt der Gemeinde. Er muss ein kontaktfreudiger Mensch gewesen sein; die meisten Beispielsätze im Kapitel «Beatenberger Ausdrücke» seiner Heimatkunde gehen gewiss auf Gespäche mit den Dorfbewohnern zurück. Emil Grossniklaus, der in Pfarrer Buchmüllers letzter Konfirmandenklasse sass, berichtet, der Pfarrer sei ein hagerer, «aufgestengelter» Mann gewesen. Einmal habe er einen Bauer nach dem genauen Sinn des Wortes *Staargli* gefragt. Das sei ein Baum mit wenig Blättern, erhielt er zur Antwort, aber auch gewisse Menschen würden so titulierte. Wer denn zum Beispiel ein *Staargli* sei, wie so einer aussehe? «He, grad eso wi du!»

1911 vertauschte Buchmüller die Kirchenkanzel von Beatenberg mit der von Huttwil. Seinen Ruhestand verbrachte er in Muri bei Bern, wo er 1935 starb. Mit der Neuausgabe der grossen Heimatkunde hat ihm die Gemeinde Beatenberg nochmals ihre Dankbarkeit bezeugt.

5. Gottfried Buchmüller hat sein Sammelgut alphabetisch angeordnet. Im Gegensatz dazu nehme ich eine Einteilung nach Sachgruppen vor – freilich ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Auf diese Weise wird es möglich

sein, die Arbeit über den rein sprachlichen Bereich hinauszuführen und da und dort zu einem kleinen Kultur- und Zeitbild auszubauen. Leben und Sprache bilden ja immer und überall eine Einheit.

6. Meine Untersuchungsergebnisse sind für eine breite Leserschaft bestimmt. Darum verzichte ich auf alle wissenschaftlich orientierten Aussprachhilfen, wie Buchmüller sie in Ansätzen verwendet hat. Beatenberger und «Zugewandte» wissen ohnehin, wie ein Ausdruck tönt, zum Beispiel ob mit hellem, geschlossenem oder aber breitem, offenem Vokal. Es heisst beispielsweise bruuche, aber e Gutter; schlüüffe, aber lüfte, lüpfe; e Zytig, Rysbrei, aber e Bire, es Riis. Dehnungen werden gelegentlich durch ein von der Schriftsprache übernommenes h, häufiger aber durch Doppelvokal angedeutet; y steht für geschlossenes, «spitzes» i.

Verschollen und vergessen

In jeder Sprache, in jedem noch so eng begrenzten Mundartraum geschieht es: gewisse Wendungen sterben mit der Zeit aus. Warum ist das so? – Einmal verschwinden Wörter mit den Gegenständen, die sie bezeichnet haben – eine Selbstverständlichkeit: Wort und Sache sind eins, eines stirbt mit dem andern. Die moderne Küche kennt kein «Wasserschiff», kein «Gätzi» und keine «Gnyppe» mehr – auch die Namen dafür gehen verloren. In den wenigsten Wohnstuben steht noch ein Spinnrad (es sei denn als Nostalgie-Prunkstück), folglich kennt man «Werg» und «Kunkel» nur noch in der anschauungsschwachen Redensart «Viel Werg an der Kunkel haben» – viel zu tun haben. Zum andern unterliegt das Sprachleben den allgemeinen Gesetzen unseres Daseins, und dieses ist durch ein stetes Kommen und Gehen gekennzeichnet. Als ein getreues Abbild des wandelbaren Menschenwesens wartet also die Sprache von Zeit zu Zeit (vielmehr: jeweilen allmählich) mit neuen Wörtern auf; die alten Wendungen geraten dabei unversehens in den Geruch der Rückständigkeit und Altmodigkeit.

Alle diese Dinge lassen sich auch am Sprachschatz von Beatenberg nachweisen.

Seit das viereckige Beatenberger Gebäck *Wächteli* aus der Mode gekommen ist, gibt es auch den Namen dafür nicht mehr. Vergessen ist die Wen-

dung, eine Frau sei *i ds Strou gfalle*, wenn sie ins Kindbett gekommen ist; wer wollte beim heutigen Stand der Wohnkultur noch Bett und Stroh miteinander in Verbindung bringen! Auch das *Stoossgutschi*, das man früher tagsüber unter ein hohes Bett schob, ist heutzutage wohl überall verschwunden – der Name damit. Oder ein Beispiel aus dem Strassenverkehr. Früher verwendeten die «Bärger» Fuhrleute auf ihren Fahrten nach dem fast 600 Meter tiefer gelegenen Unterseen einen *Chritzer*. Der motorisierte Verkehr und die Strassenteuerung haben diese Bremshilfe entbehrlich gemacht, ja verunmöglicht. Begreiflich ist auch das Verschwinden der Wörter *Ehtagwan* (Substantiv) und *ehtagwanne* (Verb) in der Bedeutung: Für andere umsonst arbeiten. Sie sind entstehungsgeschichtlich nicht als «Ehrentagwan» zu verstehen, wie Buchmüller meint; vielmehr steckt in der ersten Silbe der alte Begriff *ê*, Ehe in der Bedeutung Gesetz, gesetzliche Vorschrift («wan» seinerseits hängt mit ge«winnen», verdienen, zusammen. In der Sprache des Emmentals ist aus dem Tagwaner/Tagelöhner der «Tauner» geworden.) – Die Einrichtung des Ehtagwans war damals eine Notwendigkeit, als der Einzelne nach einem Unglück, etwa einer Feuersbrunst, noch nicht auf eine schadendeckende Versicherung hoffen durfte. Anderwärts, vielleicht aber auch in Beatenberg, sprach man statt vom «Ehtagwan» vom «Gmeinwärch». Wie allgemein bekannt, hat heute auch diese Form von Gemeinschaftsdienst viel von ihrer einstigen Bedeutung eingebüsst oder ist ganz verschwunden – Ersatz ist der Steuerzettel.

Als Folge gewandelter Verhältnisse sind noch viele andere Ausdrücke in Vergessenheit geraten. Belehrung, Erziehung, Aufklärung haben zum Beispiel dafür gesorgt, dass man auf dem Beatenberg nicht mehr von einem *Meter uf zwe Wäg* spricht, wenn ein Quadratmeter gemeint ist; dass das abergläubische *Ylegge* von angeblichen Abwehrkräften (etwa in einen hohlen Baum) verschwunden ist; dass man keinen Mitbürger mehr als einen *Baggeler* oder *Dezler* bezeichnen muss, weil er immer wieder sein etwa einen Deziliter fassendes (Schnaps-)Baggi oder Baggeli zum Munde führt.

Andere Wörter jedoch haben sich aus dem lebendigen Sprachschatz zurückgezogen, nicht weil ein entsprechender Vorgang, eine entsprechende Sache verschwunden wäre, sondern einfach als Folge neuer Sprach- und Sprechgewohnheiten. Eine Wendung, die man auswärts gehört hat, vielleicht unten in der Kantonshauptstadt, «z Bären»; ein Wort, das der ange-

sehene Mitbürger XY gebraucht hat; ein Ausdruck, der einem von der Schriftsprache her vertraut geworden ist (während der alte einheimische Begriff einem nicht mehr so recht durchschaubar vorkam): sie haben nach und nach viel althergebrachtes Wortgut verdrängt. Für altes *dubleugge* sagt man nun *tuble*; für *erääfere* (in dem altes «aber» = wieder steckt) erneuere, widerhole; für *verbiile* verunglücke; für *versälle* verschleudere; für Steine *sälle* Steine trybe. (In Grindelwald heisst es noch etwa: Mischt übere Achcher sällen, es schrecklechs Gsäll aarreisen.)

So sind beispielsweise noch die folgenden Wörter und Wendungen in Vergessenheit geraten oder haben höchstens noch ein kurzes Nachleben bei den ältesten Beatenbergern zu erwarten:

Achchar; d Tür isch achchar: halb offen, angelehnt. Das uralte Wort – es ist im Englischen zu *ajar*/«ädschaar» geworden – lebte früher im ganzen Oberland. In Grindelwald ist es als *aachar* (mit dem Ton auf der ersten Silbe), am Aussterben, wohl auch im Oberhasli. «Wär hed aber eis d Tiren *acharri glaan*» heisst ein Beispielsatz in «Hasli-Deutsch».

Ds Ägi hägi mache: einander «zleidwärche». Man hat in dem seltsamen Ausdruck offenbar eine ursprüngliche Herausforderung zum Zweikampf zu sehen. «Ds Ägi» mag im Grunde «Zägi» bedeuten und damit einen, der zagt, der also ein Feigling ist (Idiotikon II/1079).

Für (oder wegen) etwas *braase*: unermüdlich betteln, «müede, chääre».

E Chläbüüre: e Chlapf, eine Mauschelle oder Ohrfeige. Hasli-Deutsch: «Däm han i eis en Chlabyren gän na der Gattig.»

därr: böse, eigensinnig, dickköpfig; *e Därrgrind*.

grumschere: wohlleben wie die Vögel im Gürmsch (Vogelbeerbaum).

Fählbar: krank. Das Wort lebt noch im innern Emmental; «I bi denn ghörig fählber gsi». Auch das Gegenwort *gsöde* (gesund) scheint in Beatenberg verschollen zu sein.

verstare: verlegen, «verfergge».

vertüele, vertwelle: (sich) die Zeit vertreiben, «vertörle».

E Fucht ha mit jemandem: einen Streit, mit ihm «fechten».

Ein gutes Samenkorn kann in sittlicher oder religiöser Hinsicht *z ghüül gah*, das heisst zugrunde gehen – gleichsam in einer verborgenen Höhle. Der Himmel wird *hää*, *häälet*: bedeckt sich mit Wolken. *Hää* bedeutet also gerade nicht hell oder heiter. S. Brawand erwähnt dazu das lustige Münsterchen vom Bauer, der in den Küchenschrank hineinguckt: «Es isch Blätz hää u Blätz heiter, u ds Wätter schmeckd na Ziger.»

yheiss: dunstig, toppheiss, tüppig, grindelwalderisch tippig. Wer beim Essen nicht viel «braucht», hiess früher *liechtbrüüch*, ein grosser Esser dagegen wurde *Schwerbrüüch* genannt. Um eine Einladung zum Essen oder Trinken abzulehnen, sagte man: *I bi nid nötig*. (Auch Hasli-Deutsch: I bin nid netige.)

Was reisischt du aber eis für ne Gattig: Wie siehst du wieder aus! «Reisen» hier im Sinne von machen, (wieder) zubereiten, etwas «aareise». Dazu das Substantiv «Greis»: *Guet im Greis sy; i ds Ungreis cho*. Früher brauchte man in Beatenberg auch noch den eigenartigen Ausdruck *Urüssel*. *Är isch im Urüssel*: er fühlt sich nicht wohl.

Raase für reinigen, zum Beispiel das Vieh von Ungeziefer befreien, war einstmals, nach dem Zeugnis des schweizerdeutschen Wörterbuches (VI/1284) im ganzen Oberland verbreitet. Möglicherweise besteht eine Verbindung mit dem französischen Verb *raser*.

Bis *voreme Stuckli Jahr* (vor einigen Jahren) nannte man einen starren, «stoberen» Blick einen *Stupperblick*; einen zum Narren halten hiess ihn *ööle* (man denkt dabei an die verbreitete Redensart Öl am Hut haben). Noch lebendig ist *glähig* für rasch, geschwind (ursprünglich «gelenkig»); dagegen scheint das gleichbedeutende *gählig* = jäh(lings), «gääi» ausgestorben zu sein.

Dieses «scheint» soll uns nun auf unserem weitem Gang durch Beatenbergs Sprachwelt heimlich begleiten: immer geht es um alte und veraltete Ausdrücke, da und dort wohl auch um wirklich veraltetes Wortgut. Wie und wo die Grenzen genau verlaufen, vermag nämlich niemand zu sagen, schon gar nicht ein Aussenstehender.

Menschen untereinander

Je enger und abgeschlossener der Lebensraum, in dem Menschen nebeneinander wohnen und arbeiten, desto grösser ist das Bedürfnis, den Einzelnen aufgrund seiner besondern Eigenschaften aus der Masse herauszuheben. Deshalb sind zum Beispiel die vielen Spott- und Spitznamen, die wir heute als Geschlechtsnamen kennen, zur Hauptsache innerhalb der engen Mauern mittelalterlicher Kleinstädte entstanden, alle die Gross- und Kleinhans, die Fröhlich, Hässig und Räss, die Straubhaar, Schwarz und Wyss, die Kropf und Läng, Bär, Fuchs und Krebs. Auch auf der einst nur

schwer erreichbaren Höhenterrasse des Beatenbergs trieben Beobachtungsgabe und Spottlust ihre Blüten: die Reihe spitz und scharf zeichnender Namen für gewisse Nebenmenschen ist lang. Dass man nicht selten Bezeichnungen, die ursprünglich Tieren oder Pflanzen galten, auf Aussenseitertypen der Bevölkerung übertrug, ist eine Folge der engen Naturverbundenheit; ein Beispiel kennen wir bereits: den *Staargli*.

Unzimperlich geht das Urteil eines fleissigen Bergvölkchens mit jenen um, die der Arbeit so gut und so oft als möglich ausweichen oder die durch ein allzu gemütliches Tun auffallen; sie werden entsprechend titulierte: *Blaaschi*, *Druckeller*, *Glödeller*, *Gwätti* zum Beispiel. Es sind Leute, «wo nüt wüsse vürznäh u nüt verrichte»; «E Gwätti tuet nume so dasume gwätte, isch e *Chüngeler*, e *Myrli*.»

Heute ist «Myrli» wohl durch das allgemein bernische *Zaaggi* ersetzt. Das Wort war Ableitung von *myren*, das im schweizerdeutschen Wörterbuch (IV/376) für Sigriswil bezeugt ist und eine Spielform von *lyren* zu sein scheint («Du Früelig lyrisch neume lang...»). «Glödeller» gehört zu *lodel*, *lodelig*, Wörtern, die immer mit etwas Wackeligem, Unfestem, Lockerem, oft Nachlässigem zu tun haben. Die übrigen der erwähnten Ausdrücke, auch etwa noch *Chrätteler*, gehen auf Arbeiten zurück, die viel Aufmerksamkeit und ein schönes Mass an Geduld erfordern; beim Gwätten und dem davon abgeleiteten Spottwort «Gwätti» zum Beispiel denke man an die Zimmermannskunst bei einem Oberländer Gwättbau (vgl. E. Friedli, «Grindelwald» S. 439ff.). Doch Sorgfalt und Bedachtsamkeit in Ehren: Wer auch eine ganz einfache Arbeit langsam und überbedächtig ausführt, also *gwättet*, *chrättele*, *zaagget* und dabei *umhi suegget* (Suegischnee schmilzt nur langsam), der fordert den Spott seiner Umwelt geradezu heraus. Lob verdient umgekehrt der, dem sein «Wärch» *chünds u lingigs* ist, das heisst der, dem die Arbeit be«kannt», vertraut ist und dem sie deshalb auch ge«lingt». *Das isch e Lingige*, heisst es dann anerkennend. Ausnahmsweise verlieren die erwähnten Bezeichnungen den spöttischen und missbilligenden Ton, dann nämlich, wenn ein Mitmensch nach überstandener Krankheit sich allmählich wieder in den allgemeinen Arbeitsrhythmus einzufügen beginnt. «Sie tuet scho umhi desumha gwätte.» «Är cha emel scho um ds Huus umhi chrättele.»

Auch körperlich oder geistig nicht ganz der Norm entsprechende Aussenseiter wurden einst kräftig apostrophiert. Ein kleiner, korpulenter Mitmensch ist e *Badi*; der Ausdruck zielt zunächst auf Haustiere: Hunde,

Kälber, wurde dann aber auch auf Menschen übertragen. Unbeholfene heissen *Tätsch* oder *Lamätsch* (dieser diskriminierende Begriff gehört zu «lahm», weist also auf einen Behinderten hin). Missgestaltet und damit Zielscheibe alter Vorurteile ist auch der *Tschoder*. Auch hier eine bildliche Übertragung: «Tschoder» bezeichnet ursprünglich ein verkümmertes Bäumchen, «es abgrässes oder verchrüpplets Tandli» zum Beispiel. Für Einfältige und allzu Gutmütige stehen im alten Beatenbergerdeutsch verschiedene (und auch verschieden wertende) Ausdrücke zur Verfügung: *Tscholi*, *Tschöli*, *Traliwatsch*, *Gouch*, *Schlabi*, *Schläbeller*. Wer ständig seufzt und stöhnt, ist e *Tryssi* u *Pyschti*; unangenehm fällt andererseits auch der auf, der vor lauter Jagen und Pressieren nie zur Ruhe kommt: e *rächte Jangssi*! «Tue doch nid eso jangsse», heisst es da. Oder: «Es bruucht nid alls a iim Tag erjangsset z sy!» Auch der *Broxli*, der mit seinem aufgeregten Reden oder Tun die Ordnung stört und immer wieder e *Broxlete*, ein so oder anders geartetes Durcheinander, anrichtet, kann nicht auf die Sympathie seiner Mitbürger zählen. Schliesslich fällt auch der *Leiänti* seiner Umgebung auf die Nerven; «leiänte» bedeutet ungefähr: immer dasselbe vorbringen, «chääre», «stürme»; verwandt ist «*toosse*» – reden wie ein tosender Bach!

Spassmacher, Spassvögel heissen in Beatenberg *Ginggel* oder *Ganggel*, gelegentlich auch, mit nochmaligem Wechsel des Grundvokals, *Gunggel*. Wer immer wieder den *Gali macht*, muss sich natürlich auch als solcher bezeichnen lassen, unter Umständen schimpft man ihn gar einen *dummen Gali*. Gar so böse ist die Wendung *Gali* oder *Ggali* aber nicht immer gemeint.

Mit den Frauen scheint man auf Beatenberg eher manierlich umzugehen; jedenfalls ist die Zahl der von Buchmüller gesammelten Scherz-, Schimpf- und Spottnamen auffallend klein im Vergleich zum gesamtschweizerischen Sprachraum. Eine kleine beleibte Frau ist es *Drungelli*, eine Schwatzbase heisst (oder hiess) *Bafle*. Selten geworden sind die Wendungen e *bruuchlich*i *Frou* für eine verschwenderische und e *brutaali* *Frou* für eine «in Kleidung und Wesen hochfahrende Frauensperson» (brutus: schwer, schwerfällig, unbeweglich). *Schlööd aagleit* bedeutet nachlässig gekleidet.

Zu den Kindern. Es *gwahrigs Chind* ist aufmerksam und gelehrig, es «gewahrt» alles. *Rabli* oder *Rable* nennt man Buben und Mädchen, die immer in Bewegung sind, lebhaft, eifrig und lärmend herumtollen; heute ist das

Adjektiv *rablig* durch *zablig* ersetzt. Verschollen sind auch die Ausdrücke *e Ranzi*, *e Ranze* und *e Rülbs*; die dazu gehörenden Verben lauteten *ranzen* und *rülpsen*, beide ungefähr mit derselben Bedeutung: raufen, ringen, sich mit andern spielerisch herumbalgen; «sich masslos wild herumtreiben auf den Strassen» («Das isch fyn e Rülbs!»); vgl. Id. VI/1158 und 882. – Lustig ist die Wendung *e ghüftige Brueder*; gemeint ist: einer der Brüder gleicht dem andern aufs Haar.

Hoffen wir, die beiden «ghüftigen» Brüder seien nicht eigensinnige, eigenwillige und schwer lenkbare *uspelige* Burschen; denn in diesem Falle müssten die Erzieher immer wieder mit ihnen *üebige* (mit üben verwandt) und *tälige*. Ein *artiges* (seltsames) Wort, nicht wahr, dieses «täligen»! Gemeint ist eigentlich und ursprünglich tädigen (früher auch etwa «tegligen» geschrieben) in der Bedeutung: jemandem mit Mahnungen, Bitten und Strafandrohungen zusetzen, bis er Vernunft annimmt. Der Begriff hat eine lange und eigenartige Geschichte hinter sich: Sie beginnt beim mittelhochdeutschen «Ding» = Gerichtsversammlung, von da über das «Tageding» = die Verhandlung an einem bestimmten Gerichtstag zu «vertagedingen» = vor Gericht vertreten, schliesslich zu «verteidigen» im modernen Sinne (vgl. Id. XII/442 ff.). «Mit däm Chind han i schuderhaft müesse tälige»: Diesen Beispielsatz liest man in Buchmüllers Wortliste (Nr. 87).

«Gsöd» und «ugsöd»: Von guten und bösen Tagen

«*Bisch umhi gsöde?*» So erkundigte man sich früher bei jemandem, der krank gewesen war. Und der also Gefragte antwortete etwa: «*Ja, gottlob, i bi umhi ganz ufklärte.*» Beide Wendungen: *gsöd* (mit seinem Gegenstück) und *ufklärte*, sind heute nicht mehr gebräuchlich; heut heisst es dafür *gesund* u *krank* oder aber *munter*, *zväg*, *gutgelaunt*.

Ostschweizerische Dialekte kennen, laut Id. VII/322, «*gsödi Ärbs*, Bohnen, Rabe» usw.; Gemüse und andere essbare Dinge, die leicht zu «sieden» sind, gelten gerade deswegen als gut geraten. Eigentümlicherweise bezeichnete man in Beatenberg aber vor allem gesunde Menschen als «*gsöd*», kranke als «*ugsöd*», während anderwärts im Bernbiet dieser letzte Ausdruck, freilich ohne *g*: *usöd*, auf schlecht geartete, ungehobelte und ungeschlachte Leute gemünzt ist. («Das isch en *usöde* Kärli!»)

Seltsam ist auch jenes alte «Bärger»wort *ufklärt*. In der modernen Diskussion um Erziehungsfragen bedeutet es bekanntlich etwas ganz anderes; hier aber meint es einen gelösten, heiteren Gemütszustand, den man gemeinhin mit munter, zwäg, uflig und buschber wiedergibt. (Das letztgenannte Eigenschaftswort mag übrigens eine originelle volksmässige Eindeutschung von «prospère» sein: die Franzosen sprechen gern von einer «santé prospère».)

Welche besonderen Wendungen gibt es in der Beatenberger Mundart für die verschiedenen Arten und Grade von Unpässlichkeit und Krankheit? Zunächst: Man darf es nicht allzu sehr *z Chummer fasse* (zu Herzen nehmen), wenn einmal Tage kommen, die einem nicht gefallen wollen. Manches ist ja auch nicht allzu gefährlich, und die Erfahrung lehrt einen, dass *chüttele* (aufbegehren) ohnehin nichts nützt. Überdies: *E Chruuseleta oder es Chruuseli* het me öppe jedes Jahr – jedes Jahr kommt etwa eine Widerwärtigkeit oder ein Missgeschick. Man braucht nur irgendwo anzu«putschen», anzuprallen, und schon kann ein *Bütscher* entstehen, was zu einem «Ruuf» führt, wie es im gewöhnlichen Bärndütsch heisst; zum Glück gibt es dagegen die altbewährte *Bütschersalbe*! Auch nach einer Brandverletzung entsteht eine «böse» Stelle auf der Haut; «Ds Bei isch ganz *chüens*», lautet dann etwa das Urteil. Das eigenartige Wort *chüen* lebt auch im Guggisbergischen: E. Friedli spricht in seinem dritten «Bärndütsch»-Band, S. 218, von «chüenem», das heisst üppigem, «wüeligem» Futter für das Vieh und vom «chüene Chamme» legender Hennen. Schon recht schlimm ist ein *Fländerlig*: ein losgerissenes, herunterhängendes Stück Fleisch als Folge einer Verletzung. Es handelt sich da um eine ungemein bildstarke, fast drastische Ableitung von fliegen, flattern und Flügel (Id. I/1200).

Krankheiten künden sich oft dadurch an, dass der Betroffene *chluberig* wird: misstrauisch, bekümmert, mürrisch. Das schweizerdeutsche Wörterbuch (Id. III/621) verzeichnet für Sigriswil und andere Gebiete des Berner Oberlandes die verkürzte Form *chlubig*, dazu das Zeitwort *chlubere*, sich mürrisch und abweisend verhalten. Auch nach einer überstandenen Krankheit ist der Mensch noch «muderig», müde und matt; Buchmüller notiert für diesen Zustand das Wörtchen *lydsch*; ich vermute, es gehöre zu lyde/leiden, finde dafür aber nirgends eine Bestätigung. Inhaltlich verwandt mit *chluberig*, *lydsch* usw. ist *lööter* – ein vielseitiger Begriff, der z. B. übel, *gschmuech(t)*, *muchlos* bedeutet, aber auch, eine Essempfindung des Kranken wiedergebend, fade, ohne Geschmack, ohne «Chuscht

u Tuget». Statt «Mir isch lööter» würde ein Ostschweizer übrigens sagen: mir isch lötig (Id. III/1501).

Bei fiebrigen, vielleicht mit einem bösen *Chnütschihueschte* verbundenen Krankheiten gerät der Patient leicht ins *Düümme*, ins Schwitzen (Buchmüller schreibt «düeme»). Grundbegriff ist altdeutsches «toum», Dampf, Dunst. Wirkt die Medizin des Arztes, so sagt der Kranke vielleicht: Die Tokterruschtig het mi rächt *erhaberet*. Ein solches Urteil hält wohl ungefähr die Mitte zwischen leisem Vorwurf (wegen der Plagerei) und Dankbarkeit (wegen der guten Wirkung). Wie froh ist der Patient, dass ihm das Atmen nun wieder leichter fällt! Vorher konnte er ja nur mühsam *chippuuche*. Dieser seltsame Ausdruck ist aus *chitte* und *buuche* entstanden, die beide «keuchen» bedeuten (Otto von Greyerz, «Aus dem Wortschatz der Simmentaler Mundart»); dass er auch anderwärts (noch) lebt, beweist eine Stelle in H. U. Schwaars Ramuz-Übersetzung «Lineli», wo Frösche unter der Mittagshitze leiden und «chittbuuchne». Und ein alter Hasler klagt: «I müöss o grysli chippüchen zum Obsigan» (Hopf).

Eine Frau, die vielleicht *e Stryffi von der Infulenza* glücklich überstanden hat und sich nun auf dem Wege der Genesung befindet, vermag *grad so schlächt anhi* wieder die Haushaltung zu besorgen. Leider kann sich ihre Familie nicht so recht darüber freuen: Eben macht der Hausvater wieder *e wüeschti Rybi* durch: er ist in eine seiner Saufstören geraten – keine «normale», aber eine unter Umständen nicht minder verhängnisvolle Krankheit. Das Wort *Rybi* erinnert an eine früher wichtige mechanische Vorrichtung zum «Reiben» von Flachs, Hanf, Körnern usw. Der Vorgang hat verschiedene volkstümliche, bildhafte Redensarten hervorgerufen; so sagt man im Emmental etwa «d Rybi abstelle» für: mit etwas aufhören, zu einem andern Thema übergehen.

Unangenehm, wenn auch keine eigentliche Krankheit, ist *ds Hötschi*; gemeint ist das (berndeutsche) Gluggsi, der (hochdeutsche) Schluckauf. Seltsamerweise heisst der Vorgang selbst (das Verb) in Beatenberg völlig anders: «gluggse» ist da *grunse*. Leider findet sich nirgends eine Erklärung über Herkunft und allfällige Verwandtschaften dieses Begriffs.

Das Märchen vom Gevatter Tod versinnbildlicht die uralte Wahrheit, dass gegen manche Krankheit (und gegen das Altern) kein Kraut gewachsen ist: Steht der Tod «zu Füßen des Kranken», dann hilft keine Medizin mehr. Die Beatenberger haben für diesen hoffnungslosen Zustand zwei eigenartige Redensarten geprägt: Der alt *Dängs* oder *Hämmi* (Daniel,

Abraham) *tuet zuaha trochne* = er nimmt mehr und mehr ab; und: *Me chane nume no mit em Löffeli hirte* = er verträgt keine feste Nahrung mehr. Ist dann endlich der letzte Kampf vorüber, so heisst (hiess?) es etwa: *Är het scho lang der Tod gwüsst* – «gwüsst» im Sinne von gewünscht. Freunden und Nachbarn aber gibt man die Todesnachricht mit den Worten bekannt: *Mir hii usgguummet*. Das will sagen: Unser krankes Familienmitglied braucht jetzt keine Pflege und Betreuung mehr . . . Eine sowohl realistische wie feinsinnig verhüllende Formulierung.

«Hobe» bei der Arbeit

Auf Beatenberg weiss man es: «hobe» steht für «hier oben» – zwei Ortsadverbien sind in eines zusammengefallen. «Wie in Grindelwald», fügt Pfarrer Buchmüller hinzu. Mein Grindelwalder Freund aber widerspricht: bei ihnen heisse «ich bin hier oben»: *i bin hie uaha*. Worauf dem Aussenstehenden wieder einmal nichts übrig bleibt, als sich ausgiebig zu wundern über die sprachliche Vielfalt, die sich «hobe» im Berner Oberland, «hie uaha» oder «hie obna» kundtut . . .

Beatenbergs Sprache ist, wie könnte es anders sein, eine Bauernsprache. Während Jahrhunderten bildete eine bescheidene Land- und Alpwirtschaft die Lebensgrundlage für die Bewohner des sechs Kilometer langen Bandes «ob den Flühen». «Noch vor 150 Jahren bestand ganz Beatenberg nur aus einigen armseligen, schwer zugänglichen Hütten und Alpweiden», liest man im Heimatbuch «Beatenberg» (1980). Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte, dank der Initiative des Pfarrers Rudolf Emanuel Krähenbühl, die stürmische Entwicklung zum berühmten Höhenkurort ein; auf die Sprache hatte das Kommen und Gehen auf der 1863 eröffneten Strasse von Interlaken her nur einen geringen Einfluss – höchstens einen unerwünschten: Nun setzte allgemach der Ausgleichs- und Nivellierungsprozess ein, der keinem oberländischen Fremdenort erspart geblieben ist.

Bäuerliches Werken steht in engster Verbindung mit dem Wetter und dem Wechsel der Jahreszeiten. Doch so oder so: Wer es auf dem kargen, 1200 Meter über Meer gelegenen Boden von Beatenberg zu etwas bringen wollte, musste von jeher fleissig sein, musste Mühen und Entbehrungen

auf sich nehmen, durfte kaum je planlos und unbekümmert Geld ausgeben, durfte sich aber auch nicht durch andere von der Arbeit abhalten lassen. In der bildkräftigen Ortssprache: *Oose ha*; kein Geld *ohni Sorg u Borg* ausgeben; sich nicht von *Suumstiine* (plauderlustigen Leuten) aufhalten lassen. Der originellste, aber auch undurchsichtigste dieser Ausdrücke ist «Oose ha», Fleiss haben, fleissig sein. «Das Wort steht durchaus vereinzelt und rätselhaft da», sagt das Idiotikon (I/548). Dass es aber zwischen Beatenberg und Grindelwald noch durchaus lebendig ist, steht ausser Zweifel. «Dä het müesse Oose aanäh», und: «Du muescht Oosen ha»: so lauten die Satzbeispiele meiner beiden Helfer. Laut Idiotikon kennt man das Wort auch in Ringgenberg; ein Brienzer in Unterseen bezeugt es ebenfalls für seinen Geburtsort.

Von einem, der, auf welchem Gebiete auch immer, wenig oder nichts zustandebringt, sagt der Volksmund: «Dä ma nid gfäckne.» (In Grindelwald wird auch etwa die positive Aussage als Tadel verwendet: «Wi hesch itz das aber chennen gfäckne!») Dieses *möge gfäckne* ist unschwer als Vergleich zu erkennen: Erfolgreiche, arbeitsame Menschen gleichen den grossen Vögeln, die mit mächtig ausgreifenden «Fäcken» (Schwingen) zum Flug ansetzen.

Für einen Bergbauern ist das Wetter mehr als ein beliebter Gesprächsgegenstand, beeinflusst es doch aufs höchste den Ertrag seiner Arbeit. Anhaltendes Hudel- oder Sudelwetter kommt ihm – ein überaus kühner Vergleich! – vor wie Holz, das sich nicht bearbeiten («schnitzen») lässt: es ist *uschnützigs* (uschnätzigs?) Wätter. Erdschlipfe sind die Folge heftiger Regengüsse; ein ausgetretener Wildbach überschüttet Felder und Matten mit Geröll und Steinschutt, dem *Üeggi* (in Grindelwald Ueggisch oder Wueggisch genannt). Das Wort Ueggi lebt heute auf Beatenberg kaum mehr; dagegen hört man noch die Wendung, das Unwetter habe das Land *wüescht yggueliget* (*ygmueliget*).

Nach einem schweren Winter wartet jedermann mit Sehnsucht auf die warmen Tage. Hat der Ustag Einzug gehalten, so sind jedoch nach alter Erfahrung jederzeit winterliche Rückfälle möglich. «Der Amsler isch no nid abe», sagt ein Spruch. Und eines Tages muss man feststellen: Es het *es Byfer* gschneit, *ds Land isch überbyferet*: eine ganz dünne Schneedecke liegt auf Feldern und Weiden. Das Wort Byfer gehört – «vielleicht», sagt Id. IV/1042 vorsichtig – zu lat. bifarius, zwiefach, doppelt, und geht zunächst auf einen Vorgang beim Käsen zurück: beim zweiten Kochen der

Käsemilch entsteht eine leichte Decke, das Byfer. (In Grindelwald geht in dem Wort ein Lautwechsel vor sich, b wird zu g: es hed numen es Gyfer gschnyd.) Nach dem Volksglauben kündigen die Spechte mit ihrem Rufen jeweils einen Schneefall an: *Spächterolle – Schneechnolle!*

Launisches Wetter ist *pumsig* (pumbsig); der ursprüngliche Sinn des Wortes: unruhig, wohl auch widerspenstig. Auch Kühe *pumbse(n)* manchmal und *tüe ugsüün*. Sowohl auf das Wetter wie auf Tiere zielt ebenfalls *poogge*. Es poogged: «Das Wetter hat den Anschein, sich ändern zu wollen», sagt Buchmüller in seiner Heimatkunde, Seite 460; Kühe, «welche nicht wissen, ob sie mit den Hörnern auf einen los wollen oder nicht», pooggen. Überall gilt die Art, wie die Sonne untergeht, als Wetterzeichen; Abendrot z. B. verspricht bekanntlich schönes Wetter für den folgenden Tag. In Beatenberg und weitherum im Oberland geht freilich die Sonne nicht «unter», nein, *si geid (giit) vergold*. Auch diese fast poetisch anmutende Wendung lässt sich auf Menschen anwenden; in Friedlis «Grindelwald» liest man S. 562: «Es Zwärgli ist (...) vergold g'gangen.»

Gross ist die Zahl origineller Namen und Begriffe, welche die Mundart von Beatenberg im Pflanzenbereich hervorgebracht hat. Efeu heisst hier *Äbheu*, die Pfingstrose ist «der» *Parilleroose*, ein Baum, «mit dem nichts mehr anzufangen ist», heisst *Gaargel*, *Gaargli* oder *Storgel* (alle drei Begriffe zielen auch auf Sachen, in burschikoser Sprache sogar auf Menschen). *Wüeds Gras* und *wüede Bode* sind im allgemeinen das Ergebnis einer starken Düngung: gemeint ist üppiges Gras, ein üppiger Boden. Hier drängt sich der Gedanke an einen Zusammenhang mit «Wut» und «wüten» auf. Und tatsächlich: Trübners deutsches Wörterbuch (Band 8, S. 305) sagt dazu: «Die Grundbedeutung von Wut in indogermanischer und altgermanischer Zeit war die einer sehr starken geistigen Erregung (...).» Unser Beispiel zeigt, dass das Wort Wut und seine Ableitungen in grauer Vorzeit offenbar auch konkrete Vorgänge bezeichneten, und so erweisen sich «wüeds Gras» und ähnliche Wendungen als wahre Sprachaltertümer. Auf «wüede» Stellen hat der Landbesitzer vermutlich *Pluutz* ausgetan, d. h. er hat mit einer dicken Kuhgülle gedüngt – *är het dert pluutzt*. (Pluutz und pluutze mit ganz offenem u.)

An mühseligen und nicht immer angenehmen Arbeiten ist im Jahreslauf eines Bergbauers auch sonst kein Mangel. Vieles muss eben auch heute noch, im Zeitalter der Mechanisierung und Rationalisierung, *us de Ärm-line trääit*, muss von Hand verrichtet werden. Greifen wir einiges heraus:

– *Abchydle* von etwas Herausragendem, Hervorbrechendem. Diese Arbeit erfordert Kraft und Ausdauer: wenn es darum geht, einen Stein, einen Felskopf zu bearbeiten; oder auch bloss Geduld: beim Entfernen von irgendwelchen Keimlingen – *Chydeli* – oder vergilbten, absterbenden Ästchen, Zweiglein = *Tschinggeli*, d. h. kleinen «Zinken».

– *Huurde*: Grien säubern, «rüsten», mit Hilfe einer Hurd (einer Flechtwerkvorrichtung). Nach Buchmüller belegt der Beatenberger auch die in der Hurd zurückbleibenden Steine mit dem Sammelnamen «Hurd»; für diese Aussage findet sich freilich im einschlägigen Artikel des schweizerdeutschen Wörterbuches keine Bestätigung (II/1603 f.).

– *Brome*: Grünes Laub, vor allem solches von Brombeerstauden, als Ziegenfutter sammeln, etwa in einem Waldstück, das ganz *verbraamerets* ist. (Im Mittelalter nannte man den bekannten Dornstrauch «brâme».)

– *Luube, loubé*, Herbstlaub sammeln. Eine Arbeit, deren Bedeutung in unserer Zeit begreiflicherweise stark zurückgegangen ist. Trotzdem lohnt es sich, bei diesem Herbstgeschäft etwas zu verweilen und (sprachlich) Umschau zu halten.

In alten Urkunden heisst der Herbst oft die *Loubrisi*. Grundbegriff ist ein Zeitwort, das mittelhochdeutsch *rîse* hiess und das im Englischen heute noch als *to rise* bekannt ist. Sein Sinn: aufstehen. Er kommt in dem Sprichwort der Engländer schön zum Ausdruck: *Early to bed and early to rise makes a man healthy, wealthy and wise* – Früh nieder und früh auf «macht einen (Mann) gesund, wohlhabend, und weise». Nun, im Mittelalter bezeichnete «*rîse*» eine senkrechte Bewegung, entweder von oben nach unten oder von unten nach oben, das heisst: *rîse* konnte sowohl steigen wie fallen bedeuten.

Im Unterschied zum englischen *rise* sind unsere «*rîse*»-Begriffe meist Fall-Angaben. Wo Erde, Steine und Geröll zu Tal «rieseln», entsteht eine *Risete*. Die *Loubrisi* ist die Zeit des Laubfalles, *ds Luub tuet aberyse*, sagt man; oder: *D Öpfel sy scho stark grise*. Von der *Loubrisi* aus wagt man bestimmte Voraussagen: *Der Loubrisi naa git's de e Zaaggifrüelig*. – Der Lautwechsel *ryse/grise* (Grundform und Partizip) entspricht dem zwischen *ryte* (reiten) und *gritte* (geritten).

Eine Schwerarbeit ist auch heute noch das Heuen an steilen Berghalden, vor allem dann, wenn das dürre Futter mühsam eingetragen werden muss: als *Burdi* (auf einem nicht allzu langen Weg), als *Pulggi* im Seiltuch, wenn der Heustadel oder die Bühne weit entfernt sind. Der eigenartige Begriff

«Pulggi» ist im schweizerdeutschen Wörterbuch nur für das Berner Oberland bezeugt (IV/1215). «I raschen es Pulggi dem Trieht», so lautet ein Beispiel aus Habkern (Ich raffe ein Pulggi voll für das Schmalvieh zusammen). Der Begriff ist mir aber auch bei den Walsern hinter dem Monte Rosa begegnet, in Macugnaga; dort scheint er ein kleines Tragkissen zu bezeichnen. Grundwort ist altes «Bulge» mit sehr verschiedenen Bedeutungen: lederner Sack, flaschenartiges Gefäss usw.

Möglich, dass ein Bauer nach mühsamem Heuet sagt oder doch denkt: *i ha ghörig gstrabatzet* (ich habe grosse Strapazen hinter mir); aber wenigstens habe ich das Winterfutter für mein *Tschämi Veh* beieinander! («Tschämi» könnte, nach Buchmüller, mit frz. *jambe* verwandt sein.) Sicher ist, dass sich keiner bei so wichtiger Arbeit gern stören oder *trimächte(n)* lässt. Ein Besucher zur Unzeit müsste hinterher zur Überzeugung gelangen: *I bin ihm uchääm(s) cho* (uchääm = unbe«quem»). Dies ganz besonders dann, wenn das Wetter nicht recht mitspielen will. Übrigens ist man in Beatenberg der Meinung, der Heuet im Unterland unterscheide sich grundsätzlich von dem da oben; ein alter Spruch sagt das so: *Pole si hobe, so sole si unde, und pole si unde, so sole si hobe*: Trifft man es im Oberland gut mit dem Heuwetter, so ist es im Unterland schlecht, und umgekehrt; «sole» bedeutet «gnetue», Mühe haben, nicht vorwärts kommen (besser mit der Vorsilbe bekannt: *versole*; der oder das «het mi versolet»); «pole» steht für pressieren, wohl mit dem Nebensinn des Lärmenden, Polternden.

In das Kapitel über die Arbeit gehört ein Hinweis auf Gerätschaften, Werkzeuge und deren Aufgaben. – Ein hölzernes Milchbrentchen heisst in Beatenberg *es Duttelli*; das Wort entspricht wohl ungefähr dem langen Holzgefäss der Hasler, das dort Tüütel genannt wird. *Es Gufi* ist ein Holzgestell zum Aufladen von Fässern und dergleichen. «Das hed mu uf en Hori (den Hornschlitten) bbunden für lengs Holz z schlittnen, suscht hätt si der Hori under däm schwärre Gwicht nid la träjen», sagt S. Brawand für Grindelwald unter dem Stichwort «ds Gufi». Die Holzer im Winterwald brauchen einen *Zappihaage*: einen an hölzernem Stiel befestigten Haken zum Fortbewegen eines «Trämels». Wenn Baumstämme schön glatt durchsägt werden, entsteht *e schöne Meiss*; einen solchen fertigzubringen, ist der Ehrgeiz guter Holzer. Der Ausdruck «meiss» stand im Mittelalter für Schnitt, Einschnitt. Bis vor kurzem nannte man im Oberland auch jeden Axteinschlag in einer zu fällenden Tanne «Meiss», – altes «meissen» bedeutet hauen, schneiden, schroten.

Zwei eigenartige Wendungen, mit denen wir diesen Abschnitt beschliessen wollen, gehören nur am Rande zum Thema Arbeit und Arbeitsvorgänge.

Dä hani schön zur Siili (Seili) gfüert will sagen (nach Buchmüller S. 480): «Den habe ich dazu gebracht, dass er mir Rechenschaft geben musste, nicht mehr mit mir machen kann, was er will.» Was da recht umständlich tönt, sagt ein urchiger Emmentaler kurz und bündig so: «Dä hani gstatlet!» (Oder, noch um ein paar Grade drastischer: I han ihm zeigt, wo Gott hocket.) Nun, die Wendung hat, jedenfalls in der ursprünglich konkreten Bedeutung, tatsächlich etwas mit dem Stall zu tun; «die» Seili ist nämlich die Kette, mit der die Kühe im Stall (beim Barren) angebunden werden. Seil (in der weiblichen Form) statt Kette: dies gilt auch für Grindelwald. S. Brawand sagt dazu: «Mu hed wohl Uhrechettine, Underlegchettine und Hundschettine bchennd, aber für ds Veh u ds Trieht aazbinden hed mu Chieh-, Chalber- und Ggeisseileni bruucht.»

Wenn die Nacht hereingebrochen ist, schliesst der sorgliche Hausvater Tore und Türen: *är stoosst der Sare, är tuet der Nachtsare für*, das heisst: er schiebt den eisernen Riegel vor. «Sare» ist eine den Begriffen *serra*, *serrare* (it.) und *serrure* (frz.) nachgebildete Dialektform.

Noch einige Seltsamkeiten

Angeichts des grossen und originellen Beatenberger Wortschatzes kommt sich der Betrachter gelegentlich etwas *i der Chlamp* – in der Klemme – vor: Wo bringe ich den oder jenen Ausdruck unter? Ist dieses Wort typisch für Beatenberg, oder kennt man es auch in der nähern und weiteren Umgebung? – Ich versuche, mit unterschiedlicher Blickrichtung, einige Wortgruppen zu einem bunten Schlussstrass zusammenzustellen. Viele Wörter treten in Beatenberg mit einer besonderen Lautung auf: Im Wasser «herumflotschen» heisst (oder hiess) hier *flatsche*; «gwaglet» im Sinne von gewandt, erfahren, sicher ist *gweglet* («I bi alte u gweglete gnue», sagt jemand). Ein Gutsch (Wasser) heisst *e Gutz*; ke Mux mache (sich ganz still verhalten) *nid mutz tue*. Ähnlich wird «Ruck» zu *Rutz* («das het mänge Rutz bruucht» – beim Ziehen einer schweren Last). Auf dem Eis «zybe», gleiten, lautete früher *zyfle*; die beiden Mundartverben verhalten sich zueinander wie Haber zu Hafer, heben zu Hefe. Auffällige

Lautverschiedenheiten zeigen ferner «luusse» (lauern, scharf beobachten) und *gluusse*, «gschliferig» und *gschlaferig*.

Als spezifisch beatenbergerisch mögen dem Auswärtigen auch einige Verben vorkommen. So *progle* (anderwärts broge) im Sinne von aufbegehren, grosstun, sich brüsten u. ä. Davon abgeleitet die Familiennamen Brog im Oberhasli, Broger in Appenzell. *Si(ch) ghöcke* (ghöcke) bedeutet: sich «benehmen», still sein. Das Wort gehört in den Umkreis von hocke (sitzen) und höcke (sitzen machen, transitiv). Kinder, die auf ein mahnendes «Ghöck di!» nicht vernünftig reagieren, müssen gewärtigen, dass man sie *aaschmeerzt* (ausschilt, anschnarrt), vielleicht sogar *müschlet* oder *tshublet* – was dem gemeinbernischen «struble» entspricht. Doch für nichts und wieder nichts wird niemand ein Kind *z briegge tue* (weinen machen); wer könnte z. B. widerstehen, wenn ein vielleicht *tshipuuseriger* Bub um den *Aaschnaar* eines rotbackigen Apfels bettelt! (*tshipuuserig*: im Wachstum zurückgeblieben, auch verkrüppelt, verwachsen; von *it. gibboso*, bucklig? – *Aaschnaar*: der erste Biss, «Anbiss»). Aber auch aus lauter Liebe soll man einem Kleinen nicht wehtun; *Tue's nid so drose*, drück es nicht so, warnt eine Mutter die Tochter, die auf das jüngste Brüderchen aufpassen soll. Glücklicherweise die Kinder, die unter treuer elterlicher Obhut aufwachsen dürfen. Eines, dem der Tod die Mutter geraubt hat, *tuet si so darhinderlegge*: grämt sich heftig.

Straape bedeutet andernorts kriechen, mit Mühe gehen, schlendern (Id. XI/2311 f.), in Beatenberg jedoch in erster Linie abstreifen, abraufen, auch stehlen (etwa Obst und Feldfrüchte). Sonderbar wirken auf den Ausenstehenden auch einige Zeitwörter mit Vorsilben. *Uszwoorge* bezeichnet ein mühsames Auspressen; «Meertrübeli» werden «uszwoorget». Wer nicht einfach *e tolli Wasche Brot* abschneidet, sondern das Weisse herausklaubt, so dass nur der Ranft/«Rauft» übrigbleibt, gibt sich dem Geschäft des *Usegrumme* hin: die «Krume» bleibt zurück. *Verräasse* ist Ableitung von *rääss*. Jemand ist spät *reeg* geworden (spät erwacht) und muss nun den Schritt «*verräasse*», so sehr, dass sein Begleiter nicht mehr mitkommt und erklären muss: *I cha nüm Lei halte*. Nebenbei: eine «*räasse*» Suppe hat *es Stüpfli* oder gar *e Stupf z vil Salz* bekommen. Dasselbe Eigenschaftswort in bildlicher Übertragung: gewisse Leute gelten als *rääss*, führen *räasse* Reden usw. – Von *usguumme* war schon die Rede. Wenn eine alte Frau bis zu ihrem Tod von der einen ihrer Töchter betreut worden ist, so kann man

aus dem Mund der andern hören: My Schweschter het du d Mueter usgguummet.

Jede Sprachlandschaft hat neben allgemein bekannten ihre eigenen bildlichen Wendungen. Oft stimmen diese in der grundsätzlichen Aussage mit jenen überein, unterscheiden sich jedoch in der konkreten Vorstellung. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn ein Beatenberger sagt: *i han ihm der Tägeli dargha*. Gemeint ist: i han ihm heizündtet, habe ihm den Meister gezeigt. Die Übereinstimmung mit der Redensart «jemandem heimleuchten» ist augenfällig: Beide Aussagen bezeichnen zunächst eine echte Hilfeleistung – dem Gast in finsterner Nacht den Heimweg erhellen –, sind dann aber ins Ironische, ja Höhnische umgebogen worden. Ein anderes Beispiel. Die allgemeine Redensart «Mit jemandem unter einer Decke stecken» bedeutet: mit ihm gemeinsame Sache machen, meist mit einem unguuten Nebensinn (um schlimme Absichten zu verwirklichen). In der Mundart von Beatenberg ergibt die Vorstellung von der deckenden Hülle ein ähnliches, aber moralisch unanfechtbares Sprachbild: *Öpperem fescht i der Techchi ha* – ihn sehr liebhaben. Eine weitere, ebenso alte wie originelle Redewendung heisst: *I bi du ds Göttis Nahgänder gsi*. Der Sinn: Ich bin zu spät gekommen; leider ist mir ein anderer zuvorgekommen. In der gemeinbernischen Redensart «We ds Chind touft isch, wett jede Götti sy» haben wir dazu ein humorvolles Gegenstück.

Anschaulichkeit und handgreifliche Wirklichkeitsnähe kennzeichnen unser Berndeutsch. Auf die Mundart von Beatenberg trifft diese Feststellung ganz besonders zu. Leider, wir haben es schon gesagt, ist viel altes schönes Wortgut der Entwicklung oder einem falsch verstandenen Fortschritt zum Opfer gefallen. Möge diese Arbeit einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass der stets wirkende Nivellierungsprozess sich auf der herrlichen Bergterrasse über dem Thunersee mindestens etwas verlangsamt. Ganz zum Schluss möchte ich um Nachsicht bitten: Es ist sehr wohl möglich, dass mir da oder dort ein Interpretationsirrtum unterlaufen ist. Ein Aussenstehender müsste eben wochen-, ja monatelang in einem ihm fremden Mundartgebiet leben, um gegen Fehldeutungen einigermaßen gefeit zu sein.